



Es war tief in der Nacht zwischen dem 22. und dem 23. März, als sich das Unwahrscheinliche in erschreckender Präzision vollzog. Kein langes Zögern, kein sichtbares Chaos – nur ein kurzer, gezielter Eingriff in das kulturelle Gedächtnis Europas. Drei Minuten genügten, um drei bedeutende Werke der Moderne aus einem der angesehensten privaten Museen Italiens verschwinden zu lassen.

Der Schauplatz: die Fondazione Magnani-Rocca nahe Parma, ein Ort, der sonst eher für kontemplative Kunstbetrachtung als für kriminalistische Schlagzeilen steht. Doch in jener Märznacht zeigte sich eine andere Realität. Vier maskierte Täter verschafften sich Zugang, bewegten sich zielstrebig durch das Gebäude und griffen nach genau jenen Bildern, die auf dem internationalen Kunstmarkt – zumindest im übertragenen Sinne – Gewicht haben.

Renoir, Cézanne, Matisse. Drei Namen, die wie ein Kanon der europäischen Malerei klingen. Und doch hingen ihre Werke in diesem Moment nicht länger als Ausdruck künstlerischer Freiheit an den Wänden, sondern wurden zur Beute einer minutiös geplanten Operation. „Les Poissons“, „Tasse et Plat de Cerises“ und „Odalisque sur la Terrasse“ – man könnte sagen: eine Auswahl mit Kennerblick.

Dass die Täter in weniger als drei Minuten wieder verschwanden, spricht Bände. Hier agierte niemand spontan, hier wurde nichts dem Zufall überlassen. Wer so vorgeht, kennt nicht nur Grundrisse, sondern auch Abläufe. Vielleicht sogar mehr.

Und plötzlich steht sie im Raum, diese unangenehme Frage: Wie sicher ist Kunst eigentlich noch?

Die Ironie liegt auf der Hand. Werke, die Millionen wert sind, lassen sich kaum legal veräußern. Zu bekannt, zu dokumentiert, zu sehr im Fokus der Öffentlichkeit. Und trotzdem verschwinden sie immer wieder. Weil ihr Wert längst über den Markt hinausgeht. In dunkleren Kreisläufen dienen sie als Druckmittel, als Tauschobjekte, als stille Währung im Schattenreich organisierter Kriminalität.

Der Fall von Parma reiht sich ein in eine Entwicklung, die Ermittler schon länger beobachten. Schnell rein, gezielt zugreifen, sofort wieder raus – das Prinzip ist so simpel wie effektiv. Sicherheitssysteme mögen hochmodern sein, doch gegen Zeit als Waffe wirken sie bisweilen erstaunlich träge.

Man muss kein Zyniker sein, um darin ein strukturelles Problem zu erkennen. Viele Museen, gerade private Sammlungen, bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Zugänglichkeit und Schutz. Sie wollen offen sein – und sind doch verletzlich. Nebeneingänge, Reaktionszeiten,



fehlende physische Barrieren: Es sind oft die kleinen Lücken, die große Verluste ermöglichen.

Die Ermittlungen laufen, wie es heißt. Spezialisten der Carabinieri durchforsten Videomaterial, internationale Netzwerke sind alarmiert. Doch wer solche Coups kennt, weiß: Die heiße Spur ist selten sofort sichtbar. Erst einmal herrscht Stille. Fast schon gespenstisch.

Und so bleibt am Ende mehr als nur der materielle Schaden. Es ist ein Gefühl von Kontrollverlust, das sich breitmacht. Ein leiser Zweifel daran, ob kulturelle Schätze in einer zunehmend globalisierten Welt tatsächlich noch sicher sind.

Oder, um es ganz ungeschönt zu sagen: Wenn drei Minuten reichen – was bedeutet dann eigentlich noch Schutz?

Von C. Hatty